

Gastkolumne

Sport macht die Welt leider auch nicht besser

Wo Fussball gespielt werde, gebe es keinen Krieg, behaupten die Funktionäre gerne. Klingt herzerwärmend, ist aber falsch



Claudia Franziska Brühwiler

Ein beliebter Spazierweg in Winterthur führt an der Schützenwiese vorbei, dem Heimstadion des FC Winterthur, jenem Flüsschen entlang, das unseren Wohnort zur «Eulachstadt» macht. Vor allem mit meinem älteren Sohn wählte ich diese Strecke oft, um den fröhlichen Trubel an Spieltagen zu beobachten. «Wo Fussball gespielt wird, wird nicht gekämpft», behauptete einst Sepp Blatter, der einstige Präsident des Weltfussballverbands Fifa. Und so lautet auch das Motto des FC Winterthur: «Friede. Freiheit. Fussball.» Aber selbst auf der Schützenwiese wird einem klar, dass das erste «F» keine fussballerische Selbstverständlichkeit ist.

Vor vier Jahren erlitt ein Verein aus der grossen Nachbarstadt die Schmach des Abstiegs und musste sich aus der Challenge League zurückarbeiten. In jener Saison lernte ich, dass selbst in Winterthur Spieltag nicht gleich Spieltag ist. Polizei in Schutzausrüstung, abgesperrte Quartierwege und Zufahrtsstrassen: «Risikospiele» finden nicht auf dem Rasen, sondern ausserhalb des Spielfelds statt. Auch wenn bisher der Friede um die Schützenwiese aufrechterhalten wurde, ist seit dem Aufstieg der Mannschaft das zweite «F», die freiheitliche Gelassenheit, eingeschränkt. Anders als es Blatter einst predigte, macht uns der Fussball nicht

zu besseren Menschen – wie der Sport im Allgemeinen nur das allzu Menschliche aus uns herausholen kann: im besten wie im schlechtesten Sinne.

«Wenn alle Menschen Fussball spielen würden, gäbe es keine Kriege.» Auch das ein Satz des entthronten Fussballkönigs Blatter. In dieser Überzeugung – oder aus narzisstischer Selbstüberschätzung – eilte sein Brutus, Gianni Infantino, an den G-20-Gipfel nach Bali, um einen Waffenstillstand in der Ukraine zu fordern. Noch 2015 hatte Wladimir Putin Blatters Verdienste gepriesen und in ihm einen würdigen Kandidaten für den Friedensnobelpreis gesehen, wo er doch die Weltmeisterschaften nach Südafrika geholt habe. Die angeblich friedensbringenden Spiele sollten dann drei Jahre später in Russland stattfinden. Diese Illusion ist längst zerplatzt. Wenn heute Abend das Endspiel im Stadion von Lusail angepfiffen wird, herrscht in der Ukraine keine Gefechtspause von Fifas Gnaden.

Der Sport im Dienste der harmonischen Entwicklung der Menschheit – das will laut ihrer Charta auch die olympische Bewegung. Sie und die Fifa sind nicht allein in ihrem Optimismus, dass Sport politische Gräben überwinden könne, wie Erklärungen der Uno belegen. Projekte in der Friedensförderung und der Entwicklungszusammenarbeit zeigen zwar durchaus, dass Sport Menschen zusammenbringen und zum Abbau von Vorurteilen beitragen kann. Im Kleinen, auf der Ebene des Freizeitsports, sind diese Effekte nachgewiesen – geht es um Weltpolitik und Spitzensport, sind sie jedoch verschwunden.

Auch wenn andere Bälle bemüht werden, um das Gegenteil zu beweisen: der Pingpong-Ball etwa, der 1971 dem Tauwetter zwischen China und den USA seinen Namen gab;



ILLUSTRATION: CABI LOPP

In schlimmster Weise sahen dies Honduras und El Salvador: Deren 100-Stunden-Krieg von 1969 nennt man «Fussballkrieg».

der Rugby-Ball, den Nelson Mandela 1995 ergriff und mit dem er ganz Südafrika für den einst rein weissen Sport gewann; oder der harte Cricket-Ball, den Pakistan und Indien in Freundschaftsspielen auf dem Pitch trafen und damit Millionen von Landsleuten begeisterten. Andererseits: Chinas Öffnung gegenüber den USA hatte noch ganz andere Gründe als Pingpong; die Liebe zum Rugby-Team «Springboks» ist und war kein Kitt für eine Nation, die sich noch lange mit dem Erbe des Apartheidregimes auseinanderzusetzen musste; und der Grenzkonflikt zwischen Indien und Pakistan hält an.

Die Emotionalität grosser Sportanlässe, die mitunter verbindet, kann genauso entzweiten. In harmloser Form erleben wir das mit der Schweizer Nationalmannschaft, in schlimmster Weise sahen dies Honduras und El Salvador: Deren 100-Stunden-Krieg von 1969 nennt man «Fussballkrieg», weil ein ohnehin schon schwelender Konflikt mit dem Abpfiff des letzten Qualifikationsspiels für die WM vollends entbrannte. Unmittelbar nach der Niederlage der Honduraner kam es zu tödlichen Ausschreitungen zwischen den gegnerischen Fans, zwei Tage später brachen die beiden Staaten ihre diplomatischen Beziehungen ab. Fussball war nicht schuld am Krieg – aber er beschleunigte ihn.

In Katar findet heute Sonntagabend keine Weltenversöhnung statt – das ist auch nicht nötig; Hauptsache, wir werden gut unterhalten, denn eine WM ist letztlich vor allem ein Business. Ich halte es im Final mit dem FC Winterthur: Mein Herz schlägt rotweiss, meine Welt ist bunt – und ich bleibe völkerverbindend neutral.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.

Medienkritik

Harry, Meghan und die Journalisten



Aline Wanner

Es war das Promi- und Medien-Spektakel dieses Dezembers: Der Streamingdienst Netflix veröffentlichte eine Doku-Reihe über den britischen Prinzen Harry und seine amerikanische Frau Meghan Markle. Die beiden, so sagt es Markle in der ersten Folge, wollten damit «ihre Geschichte selbst erzählen» – und sie nicht Journalisten und Autorinnen überlassen, mit denen sie nie gesprochen hätten.

Natürlich geht es Markle nicht nur um das Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit, sondern auch um Geld. 100 Millionen Dollar soll Netflix den beiden nicht mehr aktiven Mitgliedern der Königsfamilie dafür gezahlt haben, detailreich über ihr Privatleben zu sprechen. Seit der Publikation der sechs Folgen kommentieren nun Journalisten auf der ganzen Welt hämisch, wie «opferhaft» sich das Paar darstelle und wie «egoistisch» es sei.

Dabei vergessen die Medien gern einen Aspekt der Dokumentation, der sich – unabhängig davon, wie fair oder faktentreu gewisse Aussagen sind und inwiefern sich die beiden nun inszeniert haben – nicht wegdiskutieren lässt: wie hochproblematisch, übergreifig, rassistisch und gesetzeswidrig sich speziell Reporter der englischen Boulevardmedien verhalten. Weil er von öffentlichen Geldern gelebt habe, sagt Harry einmal, benähmen sich die Journalisten, als hätten sie einen Anspruch auf sein ganzes Leben.

Es ist ein Leben, das sich zumindest Prinz Harry nie ausgesucht hat. Er wurde in eine Familie geboren, deren Bestimmung es ist, der Öffentlichkeit zu dienen – wozu offenbar auch gehört, sich bereits als Kleinkind von Paparazzi belagern zu lassen. Diese verfolgten auch Harrys Mutter Lady Diana; sie verunglückte auf der Flucht vor Fotografen tödlich. «Harry und Meghan» ist zumindest etwas: eine bedenkenswerte Medienkritik.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Hört auf, den Frauen zu helfen!



Patrick Imhasly

Weihnachten ist die Zeit der verordneten Glückseligkeit. In der Schweiz nutzen die grossen Detailhändler diese Gefühlslage jeweils, um sich mit aufwendig produzierten Werbefilmen als Grossmeister der Empathie zu inszenieren.

Die Migros lässt in ihrer diesjährigen Weihnachtsgeschichte die Kinder sprechen. In einem Märchenschloss feiern sie eine Party, auf der ihre Träume wahr werden, die Dinosaurier zu tanzen und die Früchte zu singen beginnen. Coop zelebriert einen Reigen der Menschlichkeit, bei dem sich unterschiedliche Menschen in einer Art Kettenreaktion gegenseitig unterstützen. Am Ende rettet ein Mann eine Frau, weil er mit

einem Griff ihren Schlüssel findet, den sie im tiefen Schnee vor dem Laden verloren hat.

Was die Werbestrategen von Coop gänzlich ausser acht gelassen haben: Im Bild des helfenden Mannes verbirgt sich ein beträchtliches toxisches Potenzial. Männern kann man nicht trauen, ganz besonders nicht, wenn sie sich fürsorglich geben. Eine Studie eines israelisch-amerikanischen Teams von Psychologinnen ist nämlich zum Schluss gekommen, dass Männer meistens einen fieseren Hintergedanken verfolgen, wenn sie Frauen helfen, und dabei letztlich nur auf ihren eigenen Nutzen schauen.

Um den unlauteren Motiven der Männer auf die Spur zu kommen, haben die Forscherinnen mit rund 900 Männern und Frauen in den USA und Israel ein Online-Experiment durchgeführt. Jeder Teilnehmer und jede Teilnehmerin hatte zehn Dollar zur Verfügung. Dann wurden sie gefragt, wem sie am ehesten und am meisten von diesem Geld spenden würden: einer Frau, deren Haus beziehungsweise Geschäft abgebrannt ist, oder einem Mann, dessen Haus beziehungsweise Geschäft dasselbe widerfahren ist. Die Resultate des Experiments zerrten

ans Licht, was die Psychologinnen spürbar indigniert als «ritterlichen Sexismus» bezeichnen. Das bedeutet: Zwei Drittel der Männer sind bereit, Frauen zu unterstützen, die ihr Haus verloren haben. Weniger als die Hälfte der Männer aber tut das, wenn es darum geht, denselben Frauen geschäftlich wieder auf die Beine zu helfen. Sind Männer von einem solchen Unglück betroffen, machen die Spender diese Unterscheidung nicht. Und die Frauen sind als Spenderinnen – wie zu erwarten war – nach allen Seiten hin offener und grosszügiger.

Warum aber verteilen die Männer ihr Mitgefühl so selektiv? Just an dieser Stelle bricht ihre sexistische Ader durch. Einem «Fräulein im Stress» zu helfen, sei Teil der männlichen Geschlechterrolle, so die internationalen Expertinnen für zwischengeschlechtliche Belange. Aus denselben Gründen hielten Männer den Frauen Türen auf oder rissen mit ihrem Auto einen Stopp, um einer Frau zu helfen, an ihrem Wagen einen platten Reifen zu wechseln. Solche Aktionen dienten bloss dazu, die Überlegenheit der Männer und sowie ihre herausragenden Fähigkeiten zu demonstrieren, während die Frauen in

Aus denselben Gründen hielten Männer den Frauen Türen auf oder rissen mit ihrem Auto einen Stopp, um einer Frau zu helfen.

einer Position der Abhängigkeit blieben und kleingehalten würden. Support für eine Frau als Inhaberin eines Geschäfts aber könnte für die Männer gefährlich werden – sie könnte ja eine Konkurrentin sein und damit die Vorherrschaft der Männer in ihrer ureigenen Domäne, der Businesswelt, infrage stellen.

So gesehen steht der hilfreiche Mann im weihnächtlichen Spot von Coop unter dem dringenden Verdacht, ein elender *Mansplainer* zu sein, der alles besser kann. Wäre er doch bloss an der Frau vorbeigegangen, die da verzweifelt ihren Schlüssel suchte! Auch mir wird allmählich angst und bange. Neulich habe ich einer älteren Frau auf die Beine geholfen, die in der Stadt am Abgang einer Treppe zu Boden gestürzt war. Und noch schlimmer: Im Ruheabteil des Zugs habe ich einen ständig quasselnden Typen aufgefordert zu schweigen, nachdem nicht nur ich, sondern auch meine mir unbekannte Nachbarin im Abteil darob ziemlich genervt war. Wie kann ich diese Verfehlungen jemals wieder gutmachen?

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».